

## ***Buch***

Kay Scarpetta, Chief Medical Examiner von Virginia und Beraterin des FBI, ist eine absolute Perfektionistin. Mit Hingabe und wissenschaftlicher Akribie beugt sie sich über jene Geheimnisse, die sonst mit ins Grab genommen werden, und versucht, aus kleinsten Hinweisen die Geschichten der Opfer zu rekonstruieren: Wer sie waren, wie sie lebten, wie sie starben. So auch bei der Frau, deren Leiche am Heiligen Abend im New Yorker Central Park gefunden wird, kahlgeschoren und gegen einen eingefrorenen Brunnen gelehnt. Obwohl ihre Identität zunächst nicht festgestellt werden kann, ist doch eines unverkennbar: die Handschrift des Täters. Die Tote ist ein weiteres Opfer des sadistischen Serienmörders Temple Brooks Gault. Während Kay Scarpetta, vom FBI um Mithilfe gebeten, das forensische Beweismaterial sichtet, mordet Gault weiter. Und bald schwinden auch die letzten Zweifel an seiner eigentlichen Absicht: Er will Kay Scarpetta. Langsam beginnt Gault, sie einzukreisen

*...Autorin*

Patricia Cornwell war Gerichtsreporterin und Computerspezialistin in der forensischen Medizin, bevor sie für ihre Thriller um Kay Scarpetta in den USA, Großbritannien und Frankreich mit hohen literarischen Auszeichnungen überhäuft wurde. Mit ihren bislang fünf Romanen hat sie sich unter den erfolgreichsten Spannungsautorinnen die Spitzenposition erobert. Patricia Cornwell lebt in Virginia und Kalifornien.

*Bei Goldmann bereits erschienen:*

Ein Fall für Kay Scarpetta. Roman (44138)

Ein Mord für Kay Scarpetta (44138)

Patricia Cornwell

---

Die Tote  
ohne Namen

**Roman**

Aus dem Amerikanischen  
von Anette Grube

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel  
»From Potter's Field«  
bei Scribners, New York

*Dieses Buch ist Dr. Erika Blanton gewidmet.  
(Scarpetta würde dich eine Freundin nennen.)*

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.  
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Der Goldmann Verlag  
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Genehmigte Taschenbuchausgabe 2/1998  
Copyright © der Originalausgabe 1995 by Patricia Daniels ornwell  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1996  
by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagmotiv: Bucholz/Hinsch/Hensinger  
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin  
Druck: Elsnerdruck, Berlin  
AB Verlagsnummer: 43536  
Herstellung: Heidrun Nawrot  
Made in Germany  
ISBN 3-442-43536-6

Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des  
Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde.

*Das erste Buch Mose 4, 10*



## **Es ward die Nacht vor der Geburt des Herrn**

Sicheren Schritts ging er durch den hohen Schnee im Central Park, und es war spät, aber er wußte nicht genau, wie spät. In jenem Teil des Parks, der The Ramble hieß, ragten die Felsen schwarz zu den Sternen empor, und er sah und hörte seinen eigenen Atem, weil er nicht wie andere war. Temple Gault hatte etwas Magisches, er war ein Gott im Körper eines Menschen. Zum Beispiel glitt er nicht aus, wo andere gewiß ausgleiten würden, und er kannte keine Furcht. Unter dem Schirm seiner Baseballkappe schweifete sein Blick hierhin, dorthin.

An der Stelle – und er wußte genau, wo sie war – ging er in die Hocke, schob die Schöße seines langen schwarzen Mantels beiseite. Er stellte einen alten Armeerrucksack in den Schnee und hob die nackten, blutigen Hände in die Höhe, und obwohl sie kalt waren, waren sie nicht eiskalt. Gault mochte keine Handschuhe, nur solche aus Latex, und Latex wärmte nicht. Er säuberte Gesicht und Hände mit dem weichen Neuschnee, formte daraus einen blutigen Schneeball, den er neben den Rucksack legte. Beides durfte er nicht zurücklassen.

Er lächelte sein schmales Lächeln und fühlte sich wie ein übermütiger Hund, der ein Loch im Sand scharrt, während er die jungfräuliche Schneedecke im Park zerstörte, seine Fußspuren verwischte und den Notausgang suchte. Ja, da war er, und er schob mehr Schnee zur Seite, bis er die Alufolie fand, die er zwischen Deckel und Einfassung gesteckt hatte. Er faßte nach dem Ring, der als Griff diente, und öff

*nete den im Boden eingelassenen Deckel. Darunter lagen die dunklen Eingeweide der Subway, ein Zug fuhr ratternd vorbei. Er ließ Rucksack und Schneeball hineinfallen. Seine Schritte hallten wider, als er auf der eisernen Leiter hinunterstieg*

# 1

Der Abend des 24. Dezember war kalt, tückisches schwarzes Eis bedeckte die Straßen, Verbrechen knisterten über den Scanner. Es kam nur selten vor, daß ich nach Einbruch der Dunkelheit durch das Armenviertel von Richmond chauffiert wurde. Normalerweise saß ich selbst am Steuer. Normalerweise war ich die einsame Fahrerin des blauen Leichenwagens, mit dem ich die Schauplätze gewaltsamer, unerklärlicher Todesfälle aufsuchte. Aber heute abend saß ich auf dem Beifahrersitz eines Crown Victoria, Weihnachtslieder kamen über den Sender, Polizisten sprachen in Codes miteinander.

»Sheriff Santa ist da vorne rechts abgebogen. Wahrscheinlich hat er sich verfahren«, sagte ich.

»Tja, ich glaube, er ist high«, sagte Captain Pete Marino, der das Morddezernat dieses gewalttätigen Viertels leitete, durch das wir fuhren. »Schau dir seine Augen an, wenn wir das nächste Mal anhalten.«

Es überraschte mich nicht. Sheriff Lamont Brown besaß einen Cadillac, trug schweren Goldschmuck und wurde von den Bürgern für die Rolle geliebt, die er im Augenblick spielte. Diejenigen von uns, die die Wahrheit kannten, wagten es nicht, auch nur ein Wort davon verlauten zu lassen. Schließlich ist es ein Sakrileg zu behaupten, es gebe den Weihnachtsmann nicht, aber im Falle dieses Santa Claus war der Heiligenschein eine unglaubliche Anmaßung. Sheriff Brown schnupfte Kokain und steckte jedes Jahr vermutlich die Hälfte dessen, was für die Armen gespendet wurde, in seine eigene Tasche. Er war Abschaum, und erst kürzlich hatte er dafür gesorgt, daß ich als Geschworene antreten mußte. Die Abneigung zwischen uns beruhte auf Gegenseitigkeit. Die Scheibenwischer quälten sich

über das Glas. Schneeflocken streiften Marinos Wagen, wirbelten darauf zu wie scheue, in Weiß gekleidete, tanzende Mädchen. Sie schwärmten um Natriumdampflampen und wurden so schwarz wie das Eis, das die Straßen überzog. Es war bitterkalt. Die meisten Menschen in der Stadt waren zu Hause bei ihren Familien, lichtergeschmückte Bäume erhellten Fenster, in Kaminen prasselten Feuer. Karen Carpenter träumte von einer weißen Weihnacht, bis Marino ärgerlich einen anderen Sender suchte.

»Vor Frauen, die Schlagzeug spielen, habe ich keinen Respekt.« Marino drückte den Zigarettenanzünder.

»Karen Carpenter ist tot«, sagte ich, als ob sie das vor weiteren Beleidigungen schützte. »Und außerdem hat sie bei diesem Lied nicht Schlagzeug gespielt.«

»Na klar.« Er zog eine Zigarette aus der Schachtel. »Stimmt. Sie hatte eine dieser Eßstörungen. Hab vergessen, wie das heißt.«

Der Mormonen-Tabernakel-Chor stimmte ein Halleluja an. Am nächsten Morgen wollte ich nach Miami fliegen und meine Mutter, meine Schwester und Lucy, meine Nichte, besuchen. Meine Mutter war seit Wochen im Krankenhaus. Früher hatte sie soviel geraucht wie Marino. Ich kurbelte mein Fenster einen Spaltbreit herunter.

»Und dann hat ihr Herz ausgesetzt - daran ist sie letztlich gestorben«, sagte er.

»Daran stirbt letztlich jeder«, sagte ich.

»Nicht hier in dieser Gegend. Hier sterben die Leute an Bleivergiftung.«

Wir fuhren zwischen zwei Streifenwagen - rote und blaue Lichter blinkten - in einem Korso von Polizisten, Reportern und Fernsehteams. Wann immer wir hielten, stellten die Vertreter der Medien ihren weihnachtlichen Eifer unter Beweis, indem sie sich mit Notizblöcken, Mikrofonen und Kameras vordrängten. Begeistert und überaus sentimental berichteten sie, wie Sheriff Santa, übers ganze Gesicht strahlend, vergessenen Kindern und ihren vor Angst neurotischen Müttern Geschenke

und Lebensmittel überreichte. Marino und ich verteilten die Decken, die ich dieses Jahr spendete.

Um die Ecke hielten die Wagen in der Magnolia Street vor einem Gebäudekomplex namens Whitcomb Court. Weiter vorn sah ich die leuchtendrote Kutte, als Santa durch das Scheinwerferlicht ging, gefolgt von Richmonds Polizeipräsidenten und anderen hohen Tieren. Fernsehkameras schwebten in der Luft wie Ufos, Blitzlichter explodierten.

Marino beschwerte sich hinter einem Stapel Decken. »Diese Dinger riechen billig. Wo hast du die gekauft, in einer Tierhandlung?«

»Sie wärmen, sind waschbar, und falls es brennt, verströmen sie keine giftigen Gase wie etwa Zyanid«, sagte ich.

»Himmel, wenn einen das nicht in Feiertagsstimmung versetzt!« rief er aus.

Während ich zum Fenster hinaussah, fragte ich mich, wo wir waren.

»Ich würde sie nicht mal in meine Hundehütte legen«, fuhr Marino fort.

»Du hast weder einen Hund noch eine Hundehütte, und ich habe dir auch keine Decke angeboten. Warum gehen wir in diese Wohnung? Sie steht nicht auf der Liste.«

»Das ist eine verdammt gute Frage.«

Reporter, Polizisten, Sozialarbeiter drängten sich vor der Tür einer Wohnung, die aussah wie alle anderen in diesem Komplex, der an Betonbaracken erinnerte. Marino und ich zwängten uns an Kameras vorbei, an Scheinwerfern, die die Dunkelheit erhellten, und Sheriff Santa brüllte: »HO! HO! HO!«

Als wir eintraten, setzte Santa sich gerade einen kleinen schwarzen Jungen aufs Knie und gab ihm ein paar in Geschenkpapier verpackte Spielsachen. Der Junge hieß Trevi und trug eine blaue Kappe mit einem Marihuanablatt auf dem Schirm. Seine Augen waren riesengroß, und er wirkte verwirrt auf dem samtene roten Knie dieses Mannes. Daneben stand ein silberner, mit Lichtern geschmückter Baum. In dem überheizten

kleinen Zimmer war kaum genug Luft zum Atmen, und es roch nach altem Fett.

»Lassen Sie mich durch, Ma' am.« Ein Kameramann schubste mich aus dem Weg.

»Stell sie dort drüben auf.«

»Wer hat die restlichen Spielsachen?«

»Ma' am, Sie müssen einen Schritt zurücktreten.« Der Kameramann warf mich praktisch um. Ich spürte, wie mein Blutdruck anstieg.

»Wir brauchen noch eine Schachtel . . .«

»Nein, nicht da. Dort drüben.«

»Süßigkeiten? Okay. Hab verstanden.«

»Wenn Sie Sozialarbeiterin sind«, sagte der Kameramann zu mir, »warum stellen Sie sich dann nicht da drüben hin?«

»Wenn Sie Augen im Kopf hätten, würden Sie sehen, daß sie keine Sozialarbeiterin ist.« Marino starrte ihn böse an.

Eine alte Frau in einem sackartigen Kleid, die auf der Couch saß, fing jetzt an zu weinen. Ein hochrangiger Polizist in weißem Hemd und mit etlichen Auszeichnungen an der Jacke setzte sich neben sie, um sie zu trösten. Marino kam näher und flüsterte mir etwas zu.

»Ihre Tochter wurde letzten Monat umgebracht, Nachname ist King. Erinnerst du dich an den Fall?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich erinnerte mich nicht. Es gab so viele Fälle.

»Der Schmarotzer, von dem wir annehmen, daß er sie umgebracht hat, ist ein brutaler Drogendealer namens Jones«, fuhr er fort, um meinem Gedächtnis nachzuhelfen.

Wieder schüttelte ich den Kopf. Es gab so viele brutale Drogendealer, und Jones war nicht gerade ein seltener Name.

Der Kameramann filmte, und als Sheriff Santa mir aus glasigen Augen einen verächtlichen Blick zuwarf, wandte ich das Gesicht ab. Der Kameramann rempelte mich fast um.

»Ich würde das nicht noch einmal tun«, warnte ich ihn in einem Ton, der keinen Zweifel daran ließ, daß ich es ernst meinte.

Die Journalisten hatten ihre Aufmerksamkeit der Großmutter zugewandt, denn sie war der Star des Abends. Jemand war ermordet worden, die Mutter des Opfers weinte, und Trevi war ein Waisenkind, und Sheriff Santa, der jetzt nicht mehr im Rampenlicht stand, setzte den Jungen ab.

»Captain Marino, geben Sie mir eine von den Decken«, sagte eine Sozialarbeiterin.

»Warum sind wir überhaupt hier?« fragte er sie und gab ihr den ganzen Stoß. »Können Sie mich vielleicht aufklären?«

»Hier wohnt nur ein Kind«, sagte die Sozialarbeiterin.

»Deswegen brauchen wir nur eine.« Sie tat so, als hätte Marino irgendwelche Instruktionen nicht befolgt, nahm eine zusammengefaltete Decke und reichte ihm den Rest zurück.

»Hier sollten aber vier Kinder leben. Ich sage Ihnen doch, die Wohnung steht nicht auf der Liste«, murrte Marino.

Ein Journalist kam auf mich zu. »Entschuldigen Sie, Dr. Scarpetta. Warum sind Sie heute abend hier? Rechnen Sie damit, daß jemand stirbt?«

Er arbeitete für Richmonds Tageszeitung, die mich noch nie freundlich behandelt hatte. Ich tat so, als hätte ich ihn nicht verstanden. Sheriff Santa verschwand in der Küche, was mir komisch vorkam, weil er schließlich nicht hier wohnte und auch nicht um Erlaubnis gefragt hatte. Aber die Großmutter auf der Couch war nicht in der Verfassung zu bemerken, wohin er gegangen war, oder sich darüber zu wundern.

Ich kniete mich neben Trevi, der allein auf dem Boden saß und seine neuen Spielsachen bestaunte. »Da hast du aber ein tolles Feuerwehrauto«, sagte ich zu ihm.

»Es blinkt.« Er zeigte mir ein rotes Licht auf dem Dach des Autos, das blinkte, wenn er einen Schalter umlegte.

Auch Marino setzte sich neben ihn. »Hast du auch Ersatzbatterien dafür gekriegt?« Er versuchte, mißmutig zu klingen, konnte die Anteilnahme in seiner Stimme jedoch nicht verbergen. »Du brauchst die richtige Größe. Siehst du dieses

kleine Fach hier? Da gehören sie hinein. Und du brauchst diese kleinen länglichen . . .«

Der erste Schuß hörte sich an wie eine Fehlzündung eines Autos, nur kam dies aus der Küche. Marinos Blick wurde starr, als er seine Pistole aus dem Holster riß, und Trevi rollte sich auf dem Boden zusammen wie ein Tausendfüßler. Ich legte mich schützend über den Jungen, in schneller Folge explodierten Schüsse, als das Magazin einer halbautomatischen Waffe in der Nähe der Hintertür leergeschossen wurde.

»Auf den *Boden!* AUF DEN BODEN! «

»O Gott!«

»Himmel!«

Kameras und Mikrophone fielen krachend hin, als die Leute aufschrien, zur Tür drängten oder sich auf den Boden warfen.

»ALLE RUNTER! «

Marino stürmte in Kampfhaltung zur Küche, die Neunmillimeter in der Hand. Die Schüsse verklangen, und es herrschte Totenstille.

Ich hob Trevi auf, mein Herz hämmerte, und ich begann zu zittern. Die Großmutter saß immer noch auf der Couch, vornübergebeugt, die Hände schützend über den Kopf gelegt, als ob sie in einem abstürzenden Flugzeug säße. Ich setzte mich neben sie, hielt den Jungen fest, der sich völlig versteift hatte. Seine Großmutter schluchzte vor Entsetzen.

»Jesus. Bitte nicht, Jesus.« Sie stöhnte und wiegte sich vor und zurück.

»Alles in Ordnung«, sagte ich mit fester Stimme zu ihr.

»Nicht schon wieder! Ich halte es nicht mehr aus. Lieber Gott, bitte nicht! «

Ich nahm ihre Hand. »Alles in Ordnung. Hören Sie. Es ist vorbei. Es hat aufgehört.«

Sie wiegte sich hin und her und weinte, Trevi hängte sich ihr an den Hals.

Marino tauchte in der Tür zwischen Küche und Wohnzimmer auf, mit angespannter Miene, sein Blick schoß durchs Zimmer. »Doc.« Er winkte mich zu sich.

Ich folgte ihm hinaus auf einen armseligen Hinterhof, in dem Wäscheleinen hingen, und Schneeflocken wirbelten über einen dunklen Haufen auf dem weißen Gras. Das Opfer war jung, schwarz, lag auf dem Rücken und starrte aus kaum geöffneten Augen blind in den milchigen Himmel. Seine blaue Daunenweste hatte winzige Risse. Eine Kugel war durch die rechte Wange in den Kopf gedrungen, und während ich seinen Brustkasten zusammendrückte und eine Mund-zu-Mund-Beatmung versuchte, lief Blut über meine Hände und erkaltete augenblicklich auf meinem Gesicht. Ich konnte ihn nicht retten. Sirenen heulten und jaulten in der Nacht wie Geister, die gegen den Tod wüteten.

Ich setzte mich schwer atmend auf. Marino half mir auf die Beine, aus den Augenwinkeln sah ich schattenhafte Bewegungen. Ich wandte mich um und sah, wie drei Polizisten Sheriff Santa in Handschellen abführten. Seine Zipfelmütze lag nicht weit von mir entfernt auf dem Boden. Im Strahl von Marinos Taschenlampe blitzten Patronenhülsen auf.

»Was, in Gottes Namen, ist hier los?« fragte ich schockiert.

»Sieht so aus, als hätte der gute alte Santa Claus den guten alten Santa Crack verärgert, und dann hatten sie hier draußen eine kleine Auseinandersetzung«, sagte Marino aufgeregt und außer Atem. »Deswegen wurde die Parade zu dieser Bude umgeleitet. Sie stand ausschließlich auf der Liste des Sheriffs.«

Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Ich schmeckte Blut und dachte an Aids.

Der Polizeichef tauchte auf und stellte Fragen.

Marino begann zu erklären. »Sieht so aus, als habe der Sheriff in dieser Gegend mehr als nur Weihnachtsgeschenke abliefern wollen.«

»Drogen?«

»Vermutlich.«

»Ich hab mich schon gefragt, warum wir hier sind«, sagte Chief Tucker. »Die Adresse steht nicht auf der Liste. «

»Tja, das ist der Grund.« Marino starrte ausdruckslos auf die Leiche.

»Wissen wir, wer er ist?«

»Anthony Jones von den berühmten Jones Brothers. Siebzehn Jahre alt, war öfter im Gefängnis als unser Doc hier in der Oper. Sein älterer Bruder wurde letztes Jahr von einem Tec-9-Mitglied umgebracht. In Fairfield Court, Phaup Street. Und wir glauben, daß Anthony letzten Monat Trevis' Mutter ermordet hat, aber Sie wissen ja, wie es hier zugeht. Niemand hat etwas gesehen. Wir hatten sozusagen keinen Fall. Vielleicht können wir ihn jetzt klären.«

»Trevi? Sie meinen den kleinen Jungen da drinnen?« Die Miene des Chief blieb unverändert.

»Ja. Anthony ist vermutlich der Vater des Jungen. Oder vielmehr war er der Vater.«

»Wurde eine Waffe sichergestellt?«

»In welchem Fall?«

»In diesem.«

»Smith & Wesson, Kaliber .38, die Trommel ist leergeschossen. Jones hatte sie noch nicht fallengelassen, und auf dem Boden haben wir einen Schnellader gefunden.«

»Er hat fünfmal geschossen und nicht getroffen?« fragte der Chief, der seine schicke Ausgeh-Uniform trug. Schnee bedeckte seine Kappe.

»Schwer zu sagen. Sheriff Brown hatte eine kugelsichere Weste an.«

»Er trug eine kugelsichere Weste unter der Weihnachtsmannkutte.« Der Chief wiederholte die Fakten, als würde er sich Notizen machen.

»Ja.« Marino inspizierte eine verbogene Wäschestange, der Strahl seiner Taschenlampe suchte das rostende Metall ab. Mit dem Daumen einer behandschuhten Hand fuhr er über eine Delle,

die von einer Kugel stammte. »Tja«, sagte er, »dem Bimbo ist es ordentlich an die Wäsche gegangen.«

Ich zuckte zusammen.

Der Chief, der ein Schwarzer war, schwieg einen Moment, dann sagte er: »Ich schlage vor, Sie verzichten in Zukunft auf rassische oder ethnische Anspielungen.«

Der Krankenwagen traf ein. Ich begann zu zittern.

»Verstehen Sie mich nicht falsch, ich wollte nicht - « setzte Marino an.

Der Chief unterbrach ihn. »Meiner Meinung nach sind Sie der ideale Kandidat für einen Kurs in multikultureller Toleranz.«

»Ich habe bereits einen absolviert.«

»Sie haben bereits einen absolviert, Sir, und Sie werden noch einen absolvieren, *Captain*.«

»Ich habe drei Kurse hinter mir. Nicht nötig, mich noch einmal hinzuschicken«, sagte Marino, der lieber zu einer Darmuntersuchung gegangen wäre, als an einem weiteren Kurs in multikultureller Toleranz teilzunehmen.

Türen wurden zugeschlagen, eine Metallbahre klapperte.

»Marino, hier gibt' s nichts mehr für mich zu tun.« Ich wollte nicht, daß er sich noch mehr Probleme an den Hals redete.

»Und ich muß ins Büro.«

»Was? Du willst ihn dir heute noch vornehmen?« Marino schien zu schrumpfen.

»Angesichts der Umstände halte ich das für eine gute Idee«, sagte ich ernst. »Und morgen fahre ich weg.«

»Sie verbringen Weihnachten im Kreis der Familie?« fragte Chief Tucker, der ein erstaunlich junger Polizeichef war.

»Ja.«

»Schön für Sie«, sagte er, ohne zu lächeln. »Kommen Sie, Dr. Scarpetta, ich fahre Sie beim Leichenschauhaus vorbei.«

Marino beäugte mich argwöhnisch, während er sich eine Zigarette anzündete. »Ich schau rein, sobald ich hier fertig bin«, sagte er.

Paul Tucker war vor ein paar Monaten zum Polizeichef von Richmond ernannt worden. Wir hatten uns allerdings nur einmal kurz bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung getroffen. Heute abend waren wir uns zum erstenmal am Schauplatz eines Verbrechens begegnet. Was ich von ihm wußte, paßte auf eine kleine Karteikarte.

Er war ein Basketball-Star an der Universität von Maryland gewesen und Empfänger eines Rhodes-Stipendiums. Er war körperlich in Superform, außergewöhnlich intelligent und hatte die FBI-Akademie absolviert. Ich glaubte, ihn zu mögen, war mir jedoch nicht sicher.

»Marino meint es nicht böse«, sagte ich, als wir bei Gelb über eine Ampel an der East Broad Street fuhren.

Ich spürte, wie mich Tuckers dunkle Augen neugierig musterten.

»Die Welt ist voller Menschen, die es nicht böse meinen und eine Menge Schaden anrichten.« Er hatte eine wohlklingende dunkle Stimme, die mich an Bronze und poliertes Holz erinnerte.

»Das läßt sich nicht bestreiten, Colonel Tucker.«

»Nennen Sie mich Paul.«

Ich bot ihm nicht an, mich Kay zu nennen, weil ich es nach vielen Jahren als Frau in dieser Welt besser wußte. »Es wird nichts nützen, Marino noch einmal zu einem Kurs in multikultureller Toleranz zu schicken«, fuhr ich fort.

»Marino muß Disziplin und Respekt lernen.« Er starrte wieder auf die Straße.

»Auf seine Art verfügt er über beides.«

»Er sollte über beides auf die angemessene Art und Weise verfügen.«

»Sie werden ihn nicht ändern, Colonel. Er ist schwierig, provozierend, hat schlechte Manieren, und er ist der beste Polizist in einem Morddezernat, mit dem ich je zusammengearbeitet habe.«

Tucker schwieg, bis wir am Medizinischen College von Virginia vorbeigefahren und nach rechts in die 14. Straße abgebogen waren.

»Sagen Sie mir, Dr. Scarpetta, glauben Sie, daß Ihr Freund Marino ein guter Dezernatsleiter ist?«

Die Frage verblüffte mich. Ich war überrascht gewesen, als Marino zum Lieutenant befördert wurde, und wie vor den Kopf gestoßen, als er Captain wurde. Er haßte die hohen Tiere, und dann wurde er selber einer von denen, die er haßte, und er haßte sie noch immer, als gehörte er nicht dazu.

»Ich glaube, daß Marino ein hervorragender Polizist ist. Er ist unbestechlich, aufrecht, und er hat ein gutes Herz«, sagte ich.

»Wollen Sie meine Frage beantworten oder nicht?« Tucker klang amüsiert.

»Er ist kein Politiker.«

»Daran besteht kein Zweifel.«

Die Uhr am Turm der Main Street Station verkündete die Zeit von ihrer luftigen Höhe über dem alten Bahnhof mit seinem Terrakotta-Dach und dem Netzwerk von Gleisen. Hinter dem Consolidated Laboratory Building parkten wir auf dem für den Chief Medical Examiner reservierten Platz, einem unauffälligen Stück Asphalt, wo für gewöhnlich mein Auto stand.

»Er widmet dem FBI zuviel Zeit«, sagte Tucker.

»Er leistet dem FBI unschätzbare Dienste«, sagte ich.

»Ja, ja, ich weiß das ebensogut wie Sie. Aber in seinem Fall führt das zu ernsthaften Problemen. Er ist verantwortlich für den ersten Bezirk und nicht für die Verbrechensaufklärung in anderen Städten. Und ich bemühe mich darum, daß meine Truppe funktioniert.«

»Wenn es irgendwo zu Gewalttätigkeiten kommt, geht das alle etwas an. Gleichgültig, wo unser Bezirk oder unsere Behörde ist.« Tucker starrte nachdenklich auf das geschlossene Stahltor der Leichenwageneinfahrt vor uns. »Um nichts in der Welt könnte ich um diese Uhrzeit tun, was Sie tun, und niemand ist in der Nähe, nur die Leute in den Kühlfächern.«

»Vor *denen* habe ich keine Angst«, stellte ich sachlich fest.

»Es mag irrational sein, aber ich hätte eine Riesenangst vor ihnen.«

Das Scheinwerferlicht fiel auf schmutzigen Verputz und Stahl, beide im gleichen langweiligen Beige. Ein rotes Schild an einer Seitentür informierte Besucher, daß alles, was sich dahinter befand, ein biologisches Risiko darstellte, und gab Instruktionen für den Umgang mit Leichen.

»Ich muß Sie etwas fragen«, sagte Colonel Tucker.

Der Wollstoff seiner Uniform rieb am Polster, als er seine Position veränderte und sich mir zuwandte. Ich roch Hermes. Er sah gut aus: hohe Wangenknochen, kräftige weiße Zähne, sein Körper strotzte vor Kraft unter der dunklen Haut.

»Warum tun Sie es?« fragte er.

»Warum tue ich was, Colonel?«

Er lehnte sich in seinen Sitz zurück. »Sehen Sie«, sagte er, während Lichter über den Scanner tanzten. »Sie sind Anwältin. Sie sind Ärztin. Sie sind ein Chief, ich bin ein Chief. Deswegen frage ich. Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.«

Ich glaubte ihm. »Ich weiß es nicht«, gestand ich.

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »Mein Vater war Rangierarbeiter, meine Mutter putzte die Häuser reicher Leute in Baltimore.« Er hielt inne. »Wenn ich jetzt nach Baltimore fahre, wohne ich in teuren Hotels und esse in Restaurants im Hafen. Man salutiert vor mir. In manchen Briefen werde ich ›The Honorable‹ angeredet. Ich habe ein Haus in Windsor Farms. Ich befehle in Ihrer gewalttätigen Stadt mehr als sechshundert Menschen, die Waffen tragen. Ich weiß, warum ich tue, was ich tue, Dr. Scarpetta. Ich tue es, weil ich als Junge keine Macht besaß. Ich lebte mit Menschen zusammen, die keine Macht besaßen, und ich lernte, daß all das Böse, über das in der Kirche gepredigt wurde, im Mißbrauch dieser Macht wurzelt, die ich nicht besaß.«

Dichte und Choreographie des Schneefalls waren unverändert. Ich sah zu, wie der Schnee langsam die Motorhaube seines Wagens bedeckte.

»Colonel Tucker«, sagte ich, »morgen ist Weihnachten, und Sheriff Santa hat vermutlich in Whitcomb Court gerade einen Menschen erschossen. Die Medien sind am Durchdrehen. Was raten Sie mir?«

»Ich werde die ganze Nacht im Präsidium sein. Ich werde dafür sorgen, daß dieses Gebäude überwacht wird. Wollen Sie Polizeischutz für den Nachhauseweg?«

»Ich denke, Marino bringt mich nach Hause, aber wenn ich zu der Ansicht gelange, daß zusätzlicher Schutz nötig ist, werde ich Sie auf alle Fälle anrufen. Sie sollten sich darüber im klaren sein, daß die Situation weiter kompliziert wird durch die Tatsache, daß Brown mich haßt und ich jetzt eine wichtige Zeugin in seinem Fall bin.«

»Wenn nur alle von uns soviel Glück hätten.«

»Ich habe nicht das Gefühl, Glück gehabt zu haben.«

»Sie haben recht.« Er seufzte. »Das hat nichts mit Glück zu tun.«

»Hier kommt mein Fall«, sagte ich, als der Krankenwagen auf den Parkplatz fuhr, ohne Blaulicht und Sirene, denn es gibt keinen Grund zur Eile, wenn Tote transportiert werden.

»Frohe Weihnachten, Chief Scarpetta«, sagte Tucker, als ich aus seinem Wagen stieg.

Ich betrat das Gebäude durch einen Seiteneingang und drückte auf einen Knopf an der Wand. Das Stahltor schwang quietschend auf, und der Krankenwagen passierte. Die Sanitäter öffneten die Hecktür, holten die Bahre heraus und schoben sie eine Rampe hinauf, während ich eine Tür aufschloß, die ins Innere des Leichenschauhauses führte.

Die Neonröhren, die blassen Wände und der Kachelboden verliehen dem Korridor eine trügerische antiseptische Atmosphäre. An diesem Ort war nichts keimfrei. Angesichts sonst üblicher medizinischer Standards war es nicht einmal sauber.

»Soll er in ein Kühlfach? « fragte mich ein Sanitäter.

»Nein. Fahren Sie ihn in den Röntgenraum.« Ich schloß weitere Türen auf, die Bahre klapperte hinter mir, Blut tropfte auf die Bodenkacheln.

»Sind Sie heute abend solo?« fragte ein Sanitäter, der wie ein Latino aussah.

»Leider.«

Ich knöpfte eine Plastikschrürze auf, zog sie mir über den Kopf und hoffte, daß Marino bald käme. Im Umkleideraum nahm ich den grünen Chirurgenanzug von einem Regal, zog Schuhschoner und zwei Paar Handschuhe an.

»Sollen wir Ihnen helfen, ihn auf den Tisch zu legen?« fragte ein Sanitäter.

»Das wäre großartig.«

»Los, heben wir ihn für den Doc auf den Tisch.«

»Klar.«

»Verdammt, dieser Sack hat auch ein Loch. Wir müssen neue besorgen.«

»Wohin soll der Kopf?«

»An dieses Ende.«

»Auf den Rücken?«

»Ja. Danke.«

»Eins, zwei, drei und hoch.«

Wir hoben Anthony Jones von der Bahre auf den Seziertisch, einer der Sanitäter wollte den Reißverschluß des Leichensacks aufziehen.

»Nein, lassen Sie ihn drin«, sagte ich. »Ich will ihn erst röntgen.«

»Wie lange wird das dauern?«

»Nicht lange.«

»Sie werden Hilfe brauchen, wenn Sie seine Lage verändern wollen.«

»Ich nehme alle Hilfe an, die ich kriegen kann«, sagte ich zu ihnen.

»Wir können noch ein paar Minuten hierbleiben. Wollten Sie das wirklich alles allein machen?«

»Ich erwarte noch jemanden.«

Kurz darauf schoben wir die Leiche in den Autopsieraum, und ich entkleidete sie. Die Sanitäter verabschiedeten sich, und im Leichenschauhaus waren nur noch die gewohnten Geräusche zu hören: Wasser, das in Waschbecken abließ, stählerne Instrumente, die klappernd gegen Stahl schlugen. Ich klemmte die Röntgenfilme an Leuchtkästen, wo sich mir die Schatten und Formen seiner Organe und Knochen offenbarten. Kugeln und eine Unmenge scharfkantiger Splitter hatten in Leber, Lunge, Herz und Gehirn wie ein tödlicher Schneesturm gewütet. In seiner linken Pobacke steckte eine alte Kugel, und sein rechter Oberarmknochen wies eine verheilte Fraktur auf. Mr. Jones war wie so viele meiner Patienten gestorben, wie er gelebt hatte.



Patricia Cornwell

**Die Tote ohne Namen**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-43536-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 1998

Der Spiegelbestseller der "erfolgreichsten Thriller-Autorin", (Spiegel) jetzt erstmals im Taschenbuch. Gerichtsmedizinerin und FBI-Beraterin Kay Scarpetta jagt einen sadistischen Serienmörder, der es in Wahrheit auf sie selbst abgesehen hat.